

# Hintergrund

## Meinungen

### So enden Kriege

Konfliktforscher Hein Goemans zur Frage, wie ein Frieden in der Ukraine möglich ist **18**

### Mord im Asylheim

Ein Mann ersticht seine Frau im Asylzentrum. Wäre die Tat zu verhindern gewesen? **20**

## Weshalb uns niemand mehr versteht



Das Verhalten der Schweiz angesichts internationaler Kriege und Krisen irritiert zunehmend. Wegducken und auf gute Dienste verweisen genügt in einer globalisierten Welt nicht mehr.

Von Daniel Foppa

Die Bilder sind ein Schlag ins Gesicht der iranischen Freiheitsbewegung: Nadine Olivier Lozano, Schweizer Botschafterin in Iran, besuchte diese Woche in einen Tschador gehüllt und in Begleitung iranischer Geistlicher einen Schrein in der Klerikerstadt Qom. Während das Mullah-Regime die Proteste niederschlägt, weiss die Schweizer Botschafterin nichts Besseres zu tun, als Vertretern des Regimes die Reverenz zu erweisen. Bern versuchte zwar, die Wogen zu glätten: Die Botschafterin habe die religiöse Stätte bloss am Rande eines offiziellen Termins besichtigt und sich an die Kleidervorschriften gehalten. Doch der Schaden war angerichtet, weltweit hagelte es Kritik. Der Fehltritt ist umso erstaunlicher, als das Auswärtige Departement zahlreiche PR-Strategen beschäftigt, denen die Sprengkraft solcher Bilder bewusst sein muss. Kommt hinzu, dass die Schweiz bereits vor zwei Wochen für Unverständnis gesorgt hatte, als Bundespräsident Alain Berset Teheran mit einem Glückwunschtelegramm zum Jahrestag der islamischen Revolution gratulierte.

Unverständnis - das ist es, was der Schweiz derzeit international entgegenschlägt. Unverständnis über die Anbiederung bei den Mullahs und Unverständnis darüber, dass die Schweiz die Weitergabe von Waffen an die Ukraine untersagt. Die Irritation ist verständlich: Unser Land ist schlecht darauf vorbereitet, auf Kriege und Konflikte dieses Ausmasses adäquat zu reagieren. Die alte Maxime, mit Verweis auf die Neutralität eine möglichst indifferente Haltung einzunehmen, verfängt nicht mehr. Zu vernetzt ist die Welt, zu sehr ist die Schweiz Teil von ihr, und zu stark hat sich unser Land dem Völkerrecht verpflichtet, als dass dessen Bruch mit gewohnter Zurückhaltung hingenommen werden könnte.

Nun mag man einwenden, dass sich die Schweiz durchaus bewegt. Tatsächlich trägt unser Land die Sanktionen gegen Russland mit, bietet über 75 000 ukrainischen Flüchtlingen Schutz und organisierte eine Konferenz zum Wiederaufbau des Landes. Vor allem die private Hilfs- und Spendenbereitschaft ist enorm. Die Haltung der offiziellen Schweiz hingegen kam mit Mühe zustande. So war die Pressekonferenz des Bundesrats am Tag nach der russischen Invasion ein kommunikatives Desaster: Niemand wusste danach, ob und wie die Schweiz die Sanktionen mitträgt. Und auch die Suche nach russischen Oligarchengeldern verläuft schleppend, während die Schweiz bei der zivilen Hilfe an die Ukraine gemessen an der Wirtschaftskraft eher bescheiden abschneidet. Am meisten zu reden gibt jedoch die Zurückhaltung bei den Waffenlieferungen.

Bundesräte weisen im Ausland zwar immer wieder darauf hin, dass die gegenwärtige Gesetzeslage eine Weitergabe von Schweizer Waffen an die Ukraine nicht zulasse. Trotzdem tendiert das Verständnis für diese Haltung ausserhalb russlandfreundlicher oder pazifistischer Kreise gegen null. Vielmehr fühlt man sich an vergangene Zeiten erinnert, als die Schweiz wegen der nachrichtlosen Vermögen am Pranger stand.

Internationale Beliebtheitswerte sind nicht unbedingt ein Gradmesser für eine erfolgreiche Aussenpolitik. Aber wenn ein auf gutes Einvernehmen mit seinen Partnern angewiesener Kleinstaat derart auf Unverständnis stösst, sollte das zu denken geben. Und selbst ohne Druck aus dem Ausland muss sich die Schweiz fragen, wie es mit den eigenen Werten vereinbar ist, einem angegriffenen europäischen Staat Waffen zur Selbstverteidigung vorzuenthalten. Umso erfreulicher ist es, dass im Parlament eine Koalition der Vernunft nun einen Kompro-



Ein Land, das die Neutralität selbst dann zur Maxime erklärt, wenn sie dem Verbrechen gilt, kann nicht unbegrenzt auf die Solidarität ihrer Partner zählen.

missvorschlag vorlegt: Künftig sollen Waffen unter bestimmten Bedingungen an Länder wie die Ukraine weitergegeben werden dürfen. Ob die Räte der Idee zustimmen, ist indes offen. SVP und Grüne lehnen den Vorschlag aus ideologischen Gründen ab.

Das Gezerre um die Waffenlieferungen und das Versagen der Regierung zu Kriegsbeginn zeigen: Die Schweiz muss sich besser auf künftige globale Krisen vorbereiten - mit einem tauglicheren Krisenmanagement durch den Bundesrat und einer Schärfung der Neutralitätspolitik. Dabei kann die Schweiz ihre grundsätzlich zurückhaltende Rolle als vermittelnder Kleinstaat nicht ablegen - und das ist gut so. Aber sie kann mehr tun als bisher. Unser Land muss sich jetzt einen Plan zurechtlegen, wie es im Falle einer nächsten Völkerrechtsverletzung durch einen Aggressor vorgeht. Konkret heisst das: eine Sanktionspolitik, die von Beginn an präzisere Entscheide ermöglicht, als es beim Ukraine-Krieg der Fall war; ein klar festgelegtes Vorgehen bei Bund und Kantonen, um Geldflüsse zur Kriegsfinanzierung zu unterbinden; eine Gesetzesrevision, die angegriffenen Staaten die Selbstverteidigung auch mit Schweizer Waffen ermöglicht. Und ein auf allen Stufen kohärenteres Verhalten gegenüber Freiheitsbewegungen in Unrechtsstaaten. Umfragen zeigen, dass ein solcher Kurs von einer Mehrheit der Bevölkerung unterstützt wird, auch wenn die SVP mit ihrer Neutralitätsinitiative das Gegenteil erreichen will.

Ohne Vorkehrungen für ein stärkeres Engagement bei der Verteidigung der freiheitlichen Werteordnung wird das Unverständnis gegenüber der Schweiz jedoch weiter zunehmen. Denn ein Land, das die Neutralität selbst dann zur Maxime erklärt, wenn sie dem Verbrechen gilt, kann nicht unbegrenzt auf die Solidarität ihrer Partner zählen.

## Friedfertige Feministin

Virginie Despentes - Punk, Publizistin, Brutalo-Feministin - hat einen versöhnlichen Roman geschrieben. Ist gegenseitiges Verständnis Kennzeichen der neuen Avantgarde?

Von Rafaela Roth

Virginie Despentes will kein altes Arschloch sein. Da müsse man aufpassen, sagte die Französin kürzlich in einem Interview mit dem «Spiegel». Als junger Mensch hasse man immer irgendein altes Arschloch, und später könne man leicht übersehen, dass man selber eines geworden sei.

Vielleicht deshalb tat die Skandalschriftstellerin jetzt im Alter von 53 Jahren das, was so niemand von ihr erwartet hätte: Sie schrieb ein beinahe schon heiteres Buch über sexuelle Belästigung. Natürlich ist das an sich wieder ein Skandal. «Liebes Arschloch» heisst der Titel, die Avantgarde-Literatur lautet damit ihr Spätwerk ein. Sie wurde gross, indem sie kein Blatt vor den Mund genommen hat, und eilt nun wieder der Zeit voraus, indem sie Zwischentöne zulässt.

Ein alternder Schriftsteller und eine in die Jahre gekommene Schauspielerin schreiben sich darin Briefe. Er befindet sich in einer Krise, weil eine junge Netzaktivistin und frühere Untergebene ihm im Internet Belästigung vorwirft. Sie ist in der sexistischen Welt der Schauspielerei gefangen, von der sie ja auch profitiert. Beide sind süchtig, alle drei Figuren sind irgendwie unsympathisch, und alle drei kann man auch verstehen. «Du kannst auf mich zählen», sagt die Schauspielerin am Ende zum alten Sexisten. Das überrascht dann doch.

Despentes ist sonst viel drastischer. In ihrem Erstling «Baise-moi» ziehen zwei Frauen wie Racheengel saufend und Männer mordend durchs Land. Die Verfilmung im Jahr 2000 war ein grosser Skandal. 2006 schrieb sie im autobiografischen Essay «King Kong Theorie» über ihre eigene Vergewaltigung. Die Bewegung um den Hashtag #MeToo war damals noch ganz weit weg. Es war aber dieselbe Wut, die ihr Vorläufer war. «Als Frau bin ich eher King Kong als Kate Moss», lautete ein Schlüsselsatz im Manifest



Sie schrieb ein beinahe schon heiteres Buch über sexuelle Belästigung. Natürlich ist das wieder ein Skandal.

für die «zu hässlichen», «zu lauten» und «zu aggressiven» Frauen, die nicht in die Ideen von Weiblichkeit passten, die bis dahin herumgereicht wurden. Despentes inspirierte Frauen in ganz Europa, lieber nicht zu heiraten, und bereitete den Weg für die dritte Welle des Feminismus. Und nun sagt ihre Schriftstellerfigur im neuen Roman fast schon überrumpelt: «Offen gesagt, wir wussten nicht, dass sie so wütend waren.»

Es ist ein Werben um Verständnis. Es ist die Sehnsucht nach Versöhnung. Es ist das Gespräch nach dem grossen Streit. In Frankreich wurde das Buch zum Megabestseller. Vielleicht wegen des kleinen Hoffnungs-schimmers, das es in die wütende Geschlech-

terdebatte strahlt. Despentes' Leben verlief bis dahin recht lärmig. Sie wuchs als Tochter von Postangestellten und stolzen Gewerkschaftsmitgliedern in der französischen Provinz bei Nancy auf. Mit zwölf Jahren verliebte sie sich auf einer Hochzeit - in ihr erstes Glas Wein. «Richtig verliebt», sagt sie später in einem Interview.

Es war der Anfang ihrer wilden Jahre mit Rock'n'Roll, Punk, grünen Haaren und viel Sex. «Ich war eine echte Granate mit einer ungläublichen, aber unkontrollierbaren Lebenslust», sagt sie einmal. Als sie 15 Jahre alt ist, stecken ihre Eltern sie aus Verzweiflung in eine psychiatrische Klinik. Despentes kommt wieder heraus und ist von da an überzeugt, dass man einen Jungen nicht so einfach weggesteckt hätte. Mit 17 zieht sie aus und allein nach Lyon. Sie lebt in der Hausbesetzerzene, reist Konzerten nach und wird beim Zurücktrampen aus London von Männern vergewaltigt, mit denen sie mitfährt. Sie sagt sich selbst, dass sie gar nicht so traumatisiert sei, und beschliesst zu schweigen. Sie habe damals keine Ahnung gehabt, dass so vielen Frauen das Gleiche passiere wie ihr. Sie säuft sich durch ihre Zwanziger, schreibt Kurzgeschichten, arbeitet für Rockmagazine und prostituiert sich nebenbei. Dies habe ihr die Macht über den eigenen Körper zurückgegeben. Mit 30 Jahren hört sie ganz auf zu trinken, und mit 35 Jahren wird sie ganz lesbisch. Seit ihrer Romantrilogie um Vernon Subutex, die sie ohne ihren weiblichen Vornamen veröffentlicht hat, um mehr Männer zu erreichen, wird die Schriftstellerin als «neuer Balzac» oder «weiblicher Houellebecq» gehandelt.

Und nun dieses Friedensangebot. Es gehe immer noch darum, die Dinge zu benennen, sagt sie. Aber ein Roman solle einen dazu bringen, über Dinge anders nachzudenken. Jeder würde irgendwann Macht ausnutzen. Auch sie. Also schrieb sie dieses Buch. Sonst wäre sie vielleicht ein Arschloch geworden.

